Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 8398.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 355. **Dienstag** den 15. Juli 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 15. Juli.

Mag die Witterung zeitweise hinter ihrer Pflicht zurückbleiben, die Politik läßt dem Kalender sein Recht werden, und am heutigen Tage der Julimitte darf man wohl **sommerliche Stille** verzeichnen. Nicht als ob über allen Wipfeln kaum ein Hauch zu spüren wäre, in einer Zeit, wo der Telegraph die Vorkommnisse unter fast anderthalb Milliarden Menschen und hundert Völkern spielend überallhin erzählt, erscheint die Welt niemals vollkommen ruhig und die „Stoffnoth der Zeitungsschreiber" lebt nur noch in der Phantasie unkritischer Zeitungsleser, die natürlich die Minderheit bilden. Aber dieser den Morgenkaffee mit politischen Emotionen zu verlüßen, ist die Presse zur Zeit allerdings nicht im Stande. Ueber das thatsächliche Befinden König Eduard's vermag sie nicht zu berichten, weil sie nichts Genaueres darüber weiß, der Rücktritt des Lord Salisbury ist eine sehr interne Angelegenheit Englands und wird auch dort als ein lang erwartetes Ereigniß wenig Aufsehen erregen — Salisbury und Balfour, das ist dieselbe Nummer desselben Fadens. Dem Grafen Bülow, der bekanntlich unter opulentester Verantwortlichkeit die Geschicke unseres Reiches und Preußens lenkt, hat die Glätte der politischen See erlaubt, sich auf ein Inselchen im wirklichen Meere zurückzuziehen, die größeren Einzellandtage, die ihre regulären Arbeiten bis in den Sommer hinein fortführten, haben soeben ihre Pforten geschlossen. Mit Ausnahme freilich des bayerischen und dort sind die Ultramontanen sogar am Werke, die hochstehende Säule des politischen Barometers auf Sturm zu stellen. Wir fürchten aber, die Daller, Heim und Orterer sind nicht Hexenmeister genug, um die Naturgesetze, dem das Quecksilber unterliegt, zu paralysiren. Das bayerische Centrum hat, was bei der Bildungsverwandtschaft eigentlich ein Wunder ist, das Haberfeldtreiben, so oft es sich darin „geübt", niemals auch nur annähernd so gut verstanden wie die Bauern im Bezirksamt Miesbach, und es ist namentlich immer mit klutzigen Köpfen heimgekehrt, wenn es sich um die höchste Person im Staate handelte. Der Kernpunct der bayerischen Tagesfrage liegt klar zu Tage und überaus günstig für die, denen es obliegt, den angeklündigten „Patrioten"-Ansturm abzuschlagen. Die Entlassung des Ministers v. Landmann wird in Bayern von allen Unbefangenen so beurtheilt, wie in unserer Zuschrift aus Franken geschehen ist. Die Klerikalen, die den Rücktritt des Cultusministers als Adoptirung des parlamentarischen Regierungssystemes denunciren, werden sich in der Kammer, wenn die geballte Faust nicht überhaupt in ihrer Tasche bleibt, sagen lassen müssen, daß sie dem Regenten dies System aufoctroyiren wollen. Denn das Recht der Krone erstreckt sich ebenso gut auf die Entlassung wie auf die Berufung des Ministers. Mit Wendungen, wie die der „Germania": „Wenn es so weiter geht, dann sieht sich in absehbarer Zeit das Haus Wittelsbach verlassen im eigenen Lande" dringt man beim bayerischen Hofe nicht durch, erst recht nicht, wenn man gleichzeitig mit der — Verbreitung des „einheitsstaatlichen Gedankens im Volke" droht. Die bayerischen Kammerklerikalen werden jedenfalls die Sommerstille nicht zu stören vermögen, und von der für das deutsch-staatliche wie Culturleben so ungeheuer wichtigen freisinnigen Volkspartei ist auch nicht dergleichen zu befürchten. Die ist vollkommen latent geworden, denn, wie die „Freis. Ztg." in ihrem politischen Theile der Welt verlautet, Herr Richter ist nach der Schweiz gereist. Aber bevor er sich aufmachte, auf grünen Matten zu träumen, hat er Andere grausam aus einem Sommernachtstraume gerissen. Leute von der Freisinnigen Vereinigung nämlich, die für die nächsten allgemeinen Wahlen ein „Cartell der Linken" planten, die Bildung einer wahlpolitisch eisern geschlossenen Phalanx von Barth bis Bebel, beide inclusive. Herr Richter sagte Nein und die Socialdemokraten desgleichen. Und als Herr Barth das Project auf den Vorschlag reducirte, die alten Parteien (die süddeutsche Volkspartei war natürlich auch in Rechnung gezogen) sollten wenigstens unter sich den gegenwärtigen parlamentarischen Besitzstand respectiren, da sagte Herr Richter abermals nein und der „Vorwärts" nahm die Anregung sogar zum Anlaß, von einem „allen ehrlichen Barth" zu reden. Die Welt ist eben zu schlecht. Für die Freisinnige Vereinigung hätte die Garantirung des Besitzstandes einen vortrefflichen Zustand geschaffen. Sie wäre dadurch wenigstens unter den Parteien der Linken das geworden, was die neutrale Schweiz unter den Staaten ist. Sie konnte nichts gewinnen und — an Socialdemokratie und Volkspartei — auch nichts verlieren, und das Letztere ist für die Freisinnige Vereinigung die Hauptsache. Cartellverhandlungen werden also die Ruhe auch nicht beeinträchtigen und die Zolltarifcommission, die trotz Juli arbeitet, wird wohl das einzige politische Gebilde bleiben, das die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Das Organ des Centralverbandes deutscher Industrieller hat zwar der Regierung gerathen, die Commission Commission sein zu lassen, Handelsverträge zu vereinbaren und diese (mit einem autonomen Zolltarif als „Anhang") dem Reichstag mit der freundlichen Aufmunterung „friß oder stirb" vorzulegen. Aber auch dieser Juli-Einfall, der natürlich von den Freihändlern bejubelt wird, zeigt, daß das menschliche Gehirn mehr vom Kalender als der Temperatur abhängig ist.

Der Begegnung Waldeck-Rousseau's mit dem deutschen Kaiser schenkt man in **Frankreich** mehr Beachtung, als man sich merken läßt. Außer der „Patrie" ist sie auch noch der klerikal-orleanistischen „Gazette de France", deren bonapartistischen Gesinnungsgenossen, der „Autorité" und als drittem im Bunde natürlich dem „Intransigeant" eine willkommene Veranlassung, um Zeter und Mordio über Waldeck-Rousseau zu schreien. Der „Radical" verhöhnt aber dies Geschrei, indem er die „Gazette de France" daran erinnert, daß es im vorigen Jahre zuerst ihre eigenen aristokratischen Freunde gewesen seien, die in derselben Weise dem deutschen Kaiser auf der Hohenzollern ihre Aufwartung gemacht hätten und seine Gäste gewesen seien. In den Reihen der gemäßigt republikanischen Presse macht die Begegnung nur der „République Française" patriotische Kopfschmerzen. Sie vergleicht die Begegnung mit dem Besuch der französischen Flotte in Kiel bei der Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Canals. Während dieser aber für sie ein „unverleidlicher Act internationaler Höflichkeit" gewesen ist, ist sie andererseits der Meinung, daß die Behauptung, die Begegnung in Orde habe sich nicht vermeiden lassen, sich schwerlich werde aufrecht erhalten lassen können. Man darf bei diesem Vergleich aber nicht vergessen, daß Ribot, der Freund und engere Parteigenosse Méline's, es war, der die französische Flotte nach Kiel sandte.

Wenn der Congreß der **Vereinigten Staaten von Nordamerika** schließt, beginnt der Wahlfeldzug, damit das Volk seine Spiele habe. Die hoffnungsfreudigen Demokraten bieten sich mit unverwüstlichem Optimismus immer wieder dem Volke als Führer an, und immer machen die Republikaner wenigstens eine bange trübe Stunde durch, ehe sie sich Muth zum Siege holen. In Wirklichkeit sind ja die Republikaner längst zum Sturze reif, und ihre Zeit wäre schon im Jahre 1900 umgewesen, hätten sich nur die Andern regierungsfähiger gezeigt. Inzwischen hat sich nichts ereignet, was den Demokraten ein höheres Vertrauen eingetragen hätte. Die Republikaner haben aber, so wird der „Köln. Ztg." geschrieben, in den zwei Jahren ihren Credit stark verbraucht, besonders seit Mac Kinley's Tode. Wie viel sie gegenüber ihren Gegnern noch wiegen, das wird die Volkswaage entscheiden. Während des Congresses haben sich die Demokraten die besten Gelegenheiten, Eindruck auf das Land zu machen, jämmerlich entgehen lassen, sie werden immer schlapper, gleichgiltiger und haben sich offenbar darein gefunden, daß sie nie wieder durch ihr eigenes Verdienst zur Seligkeit der Regierungsgewalt gelangen können, sondern nur durch die noch größere Sündhaftigkeit der Republikaner. Auf die Demokraten im Congreß ist also kein Verlaß mehr. Dagegen regt es sich im Lande selbst, dafür ist der beste Beweis die immer giftiger werdende Bitterkeit Bryan's gegen die Harmonisten. Dieser Fall Bryan's ist recht wunderlich: er verdankt, was ihm an Ansehen und Einfluß geblieben ist, in erster Linie den republikanischen Zeitungen, die seine Artikel aus dem „Commoner" verbreiten, weil sie damit Unfriede unter den Demokraten säen können. Bryan's eigene Macht ist unwiderbringlich dahin, seine Parteiprogramme von Chicago und Kansas City, 1896 und 1900, werden nicht mehr auferstehen, aber eben weil er dies wissen muß, wird der ursprünglich ideal angelegte Mann immer mehr zum anmaßenden Polterer, der mit seinen giftigen Tiraden gegen die alten Führer der Partei, die langsam wieder an die Spitze kommen, die Unvernünftigen und die Massen um sich hält und so die Gesundung und die Regierungsfähigkeit der Partei immer wieder zu nichte macht. Der Kampf gegen ihn ist hart und schwer, aber er bringt sichere Früchte. Schon im Frühjahr 1901 mußte Bryan es erleben, daß sich St. Louis trotz seiner tactlosen Einmischung einen Bürgermeister, Wells, nach eigenem Guidünken wählte. Dann folgten im Sommer letzten Jahres die demokratischen Parteitage von Ohio, Pennsylvanien, Maryland und Virginien, die alle das Programm von Kansas City zum alten Eisen warfen. Dominant erhielt Lewis Nixon, einen Goldmann, zum Führer, der freilich vor einigen Wochen wieder abdankte, aber in der Nationalorganisation der Demokraten einen wichtigen Platz übernahm. Im März d. Js. erwachten sogar die Politiker des Staates Mississippi und nahmen in ihrer Landtagslegislatur einen Beschlußantrag McAllister's an, der auf eine Verbrüderung mit den Interessen des Ostens, des Sitzes der Golddemokraten, abzielte. Noch schlimmer kam es für Bryan in diesem Monat, wo Indiana wie Illinois auf ihren demokratischen Tagungen Bryan und sein Silber in die Grube legten. Bryan macht denn auch verzweifelte Anstrengungen, das Zepter zu halten. Als anfangs der eben zu Ende gehenden Congreßtagung die New Yorker Demokraten vom Tammanydbunde versuchten, eine neue Parteierklärung durchzudrücken, ließ er ihnen durch die Demokraten aus Texas den Krieg aufs Messer ankündigen. Vor einigen Monaten, im März glaube ich, wollte er selbst, allerdings ganz vergeblich, die Demokratie noch einmal um ein neues Motto schaaren, und er machte viel unnützen Lärm mit seiner „Volkswahl der Senatoren", die eine ganz gute Sache ist, aber am Widerstande des Senats wiederholt und auch in dieser Tagung gescheitert ist. Doch hatte Bryan wenigstens die Freude, daß in den beiden letzten Monaten Kansas, Tennessee, Nebraska, Minnesota und Süddacota auf ihren Parteitagen das Programm von Kansas City heilig hielten, aber das sind meist unbedeutende Staaten, und in Tennessee haperte es obendrein gar sehr. Am wehesten thun dem „Führer ohne Gleichen" die Demokraten von New York, und gegen sie ist er auch am erbittertsten. Daß David B. Hill, früherer Gouverneur und früherer Senator, sich durch seine Ueberrichtung der New Yorker Demokraten bisher zum stärksten Präsidentschaftscandidaten für 1904 entwickelt hat, ist Bryan's tiefster Kummer, und er sucht eifrig, ihm einen Anderen vorzuschicken, sei es den Bürgermeister und Millionär Johnson aus Cleveland, oder einen Tennesseer. Hill hat zwar Bryan vor zwei Jahren thatkräftig unterstützt, aber das hält den herrschsüchtigen Nebraskaer nicht ab, ihn wie die Hölle zu hassen, weil Hill eben der gefährlichste Feind seines Parteiprogramms ist; Hill und ein Anderer, der Einsiedler von Princeton, der fünf Jahre lang geschwiegen hat und erst vor einer Woche die politische Rednerbühne wieder bestieg, Cleveland. Cleveland erschien vor dem Tilden-Club in New York. Tilden war der rechtmäßig gewählte Präsident, an dessen Stelle die Republikaner durch Gerichtsurtheil Hayes setzten, und Tilden war vielleicht der beste und größte Vertreter der Demokratie seit Jefferson, das beweist, daß dieser weitsichtige Mann zum ersten Mal seit 1893 die Hoffnung hegt, die Demokratie werde sich auf eine gesunde Grundlage stellen lassen. Cleveland hat seinen alten Zwist mit Hill begraben, denn dieser Zwist war nur persönlich, nicht sachlich, wie sein Kampf gegen Bryan. Cleveland's Auftreten war ein Ereigniß vom ersten Rang für die Parteigeschichte, und so sehen alle guten Demokraten, nicht vielleicht den Wahlen dieses Herbstes, aber den größeren des Jahres 1904, mit Zuversicht entgegen.

Deutsches Reich.

ß. **Berlin**, 14. Juli. (**Preußische Domänenpolitik.**) Nachdem Preußen im 19. Jahrhundert für mehr als 300 Millionen Mark Domänengrundstücke veräußert hat, wirft bekanntlich die sogenannte neue Polenvorlage 100 Millionen Mark zum Ankauf von Gütern für die Verwendung als Domänen oder Forsten aus. Während dieses Vorgehen insbesondere von freisinniger Seite unter volkswirthschaftlichen Gesichtspuncten bekämpft worden ist, wird es gerade aus volkswirthschaftlichen Gründen von dem Breslauer Nationalökonomen Julius Wolf im neuesten Hefte seiner „Zeitschrift für Socialwissenschaft" warm vertheidigt, wie aus folgendem, rein referirenden Auszuge ersichtlich ist. Als ersten Grund zu Gunsten der jetzigen Domänenpolitik Preußens, deren nationalpolitischer Ursprung hier außer Betracht bleibe, nennt Wolf den auffälligen Unterschied zwischen der Entwickelung der Getreidepreise einerseits und der der Pachterträge andererseits. Dem Rückgang des Weizen- und Roggenpreises um 30 bis 40 Procent, wie er in der Zeit von 1887 bis 1902 eintrat, steht bei den Pachtpreisen nur ein Rückgang von 8 bis 9 Procent gegenüber. Ein solches Verhältniß kann selbstverständlich principiell nur für den Domänenbesitz verwerthet werden. Außerdem aber hat während der landwirthschaftlichen Krisis der Werth der Domänen keine größere Einbuße erlitten: zahlenmäßige

---

Feuilleton.

Mohmeiers Umzug.

1] Von Anna Klie.

Nachdruck verboten.

„Geh' doch mal ein bischen hinauf nach Tante Betti Klaus!" So hieß es gewöhnlich bei Mohmeiers, so bald der Lärm in der Kinderstube zu arg wurde, weil eins von den drei Insassen dieses Raumes sich so besonders mißliebig machte, daß seine zeitweilige Entfernung im Interesse des Völkerfriedens dringend wünschenswerth wurde. Tante Betti's sauberes, sonniges Erkerzimmer im oberen Stockwerke desselben Hauses, dessen Beletage der Amtsrichter Mohmeier mit seiner Familie inne hatte, verkörperte mit den vielen Stickereien, Nippsachen und Blumentöpfen, die es schmückten, gleichsam ein stilles, blühendes Eiland, zu dem sich bald dieses, bald jenes Mitglied der Mohmeier'schen Kinderstube gleich Schiffbrüchigen aus der Brandung emporzuretten pflegte.

Die Bewohnerin dieses Gefildes der Seligen, ein behäbiges, älteres Fräulein, war für die lebhafte Familie des Amtsrichters der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Sie ruhte in der That, und zwar auf ihren Lorbeeren, und sie hatte ein gutes Recht dazu.

Ihre Vaterstadt hatte Fräulein Betti Klaus in den wohlverdienten Ruhestand versetzt, nachdem diese vierzig Jahre hindurch die weibliche Schuljugend in der Kunst des Strickens, Nähens und aller anderen Zweige des Handarbeitsunterrichtes unterwiesen hatte. Vierzig Jahre sind eine lange Zeit. Wenn Fräulein Klaus all' die Strümpfe, Hemden und anderen Erzeugnisse weiblichen Fleißes, die in diesem Zeitraume unter ihrer Leitung angefertigt worden, einmal aufgeschichtet hätte, erblicken können, wahrlich, sie hätte sich wundern dürfen über den stattlichen Berg aufgethürmter Kunstproducte!

Zur Feier ihres vierzigjährigen Amtsjubiläums hatten denn auch ihre Collegen und Colleginnen ihr zu Ehren ein festliches Gastmahl veranstaltet. Die Jubilarin, angethan mit einem neuen, schwarzseidenen Kleide, hatte an der Tafel einen bekränzten Ehrenplatz neben dem Schuldirector innegehabt. Ein dichtender College hatte ein Tischlied ihr zu Ehren verfaßt, das nach der Melodie: „O Tannebaum, o Tannebaum" von den Festgenossen gesungen wurde, und dessen erster Vers lautete:

O Betti Klaus! O Betti Klaus!
Wie gern möcht' ich erblicken
Mal all' die Strümpfe, weiß und grau,
Schwarz, braun und gelb und dunkelblau,
O Betti Klaus! O Betti Klaus!
Die man bei Dir thät stricken!

Auch die Schülerinnen hatten durch ein Festgeschenk ihre Dankbarkeit kundgegeben.

Weil sie aber bei dessen Auswahl selbstständig zu Werke gegangen waren, ohne den Rath von erfahrenen, verständigen Personen einzuholen, so war es ihnen durchaus nicht geglückt, den Geschmack der Beschenkten zu treffen.

Sie hatten nämlich Büsten aus Elfenbeinmasse, freistehend auf hohen, schwarz polirten Säulen, gewählt, und zwar Apoll und Diana. Da ziemlich viel Geld für den Zweck zusammengekommen war, so waren die Gottheiten recht stattlich ausgefallen, viel zu kolossal für das Erkerstübchen der Jubilarin.

„Eine goldene Brosche oder ein Armband wäre Betti lieber gewesen!" pflegten die Colleginnen, die Betti's Gefühle zu beurtheilen wußten, zu sagen. „Aber dergleichen kann man sich ja leider nicht von Schülerinnen schenken lassen!"

Die Büsten thronten also auf ihren Säulen und schwebten in beständiger Lebensgefahr. Betti Klaus konnte ihretwegen nie recht „zu Gute kommen", wie sie der Frau Amtsrichter klagend versicherte. Für die ihr zugesandten Sträflinge aus der Mohmeier'schen Kinderstube waren die Säulen natürlich Steine des Anstoßes.

Der Aufwärterin des Fräuleins aber waren sie geradezu ein Dorn im Auge. Frau Senf, so hieß diese Wackere, war vorübergehend als Scheuerfrau im Laden eines Kunsthändlers thätig gewesen. Dort hatte sie einmal einer Verhandlung zugehört, die zwischen dem Kunsthändler und einem Kunden stattgefunden, der den Kopf einer Aphrodite zu kaufen wünschte. Seitdem war Frau Senf der unumstößlichen Meinung, daß jede beliebige Figur aus Gips, Elfenbeinmasse oder Marmor, gleichviel, wenn sie nur hell aussah, den Sammelnamen „Aphrodite" führen müsse. Daher war sie fortan nicht zu bewegen, den Apoll und die Diana anders zu nennen, als „die beiden Aroditts".

Frau Senf hatte es in den Stunden, wo Fräulein Betti Klaus ihre Dienste in Anspruch nahm, immer sehr eilig und war offenbar stets von dem Streben beseelt, so schleunig als möglich wieder nach Hause und dort an ihre eigene Arbeit zu gelangen.

Ein Neffe der Handarbeitslehrerin, der Assessor Leineweber, hatte Frau Senf deshalb einmal sehr treffend mit einem Teckel verglichen, der beständig vor Eile mit den Hinterbeinen ausrutscht. Mohmeiers Kinder titulirten Frau Senf nur die eilige Frau und sangen ihr zu Ehren, so bald sie außer Hörweite war, nach der Melodie eines bekannten Couplets:

„'Ne ganze, 'ne ganze, 'ne ganze eilige Frau!"

In den Augen ihrer Herrin war Frau Senf fehlerlos. Betti Klaus ging in ihrer Vorliebe für ihre „Perle", wie sie die Aufwärterin preisend in ihrem Kaffeekränzchen zu nennen pflegte, so weit, daß sie sogar die Angst, die sie bei jedem Reinemachen auszustehen hatte, wenn sie Frau Senf in fliegender Hast mit den beiden Aroditts in der Luft herum jongliren sah, nicht etwa deren waghalsigem Thun zurechnete, sondern den unliebsamen Göttern in die Schuhe schob, mit denen ihr leider die lieben Schülerinnen ein so unbequemes Andenken bescheert hatten. —

„Wissen Sie's schon, Fräulein?" rief eines Morgens Frau Senf ihrer Gebieterin durch die halb offen stehende Stubenthür aus der Küche zu, wo sie mit einer wahrhaft centrifugalen Geschwindigkeit Kartoffeln schälte, während Fräulein Betti drinnen im Zimmer auf ihrem Fensterthrone hinter blühenden Herbstastern saß und gemächlich strickte. Stricken war die Lieblingsbeschäftigung des Fräuleins. Strickmaschinen verdammte sie als eine lüderliche Erfindung der Neuzeit und stellte deren Erzeugnisse in ihrer Werthschätzung auf gleiche Stufe mit dem Inhalte der Schundbazare. Auch das überhand nehmende Häkeln verachtete sie dem Stricken als unebenbürtig, behauptete, es übe einen nachtheiligen Einfluß auf die Menschheit aus und tadelte besonders die Kinderwärterinnen, die auf den Promenaden und Kinderspielplätzen häkelnd lange Streifen von Gardinenspitze hinter sich herschleiften, und ihre Pfleglinge über dem Maschenzählen vernachlässigten.

Augenblicklich zählte Fräulein Klaus die Maschen ihres Strumpfes, und der Zuruf ihrer „Perle" störte sie dabei.

„Was denn, Frau Senf?"

„Daß Mohmeiers gekündigt sind?" schallte es aus der Küche zur Antwort. Hauswirths Mine hat's mich im Vorbeigehen aus 'en Küchenfenster zujerufen. Ich wollte mir nur nich abmühsigen, sonst hätte ich noch 'mal nachjefragt. So, Fräulein, de Kartoffeln wären nu jemacht! Is außerdem noch was? Sonst jehe ich jetzt!".

Fräulein Betti Klaus saß einen Augenblick vor Ueberraschung über die Nachricht von Mohmeiers Kündigung auf ihrem Throne, gleichsam erstarrt. Sprachlos verharrte sie hinter ihren Herbstblumen, und bevor sie sich noch erholt hatte, schlang sich Frau Senf mit der Routine einer Serpentintänzerin ein kaffeebraunes, dreieckiges Umschlagetuch um die Schultern, plätscherte noch schnell mit einem bewunderungswerthen Kunstgriff, den sie leicht aus dem Handgelenk schlenkerte, die Kartoffeln unter der Wasserleitung ab, rief ein: „Na, dann adjo, Fräulein!" in's Zimmer hinein und verschwand, als ob eine Theaterversenkung sie entführt habe.

Ihre Herrin machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten, sie wußte aus Erfahrung zur Genüge, daß dies ein hoffnungsloses Unterfangen gewesen war. Denn Fräulein Betti hatte sich seit ihrer Pensionirung, da sie alle Woche durchschnittlich drei Kaffees mit viel Kuchen und süßen Speisen mitmachte, behäbig angerundet, und die Perle kollerte stets die Treppe mit der Behendigkeit einer Katze hinunter.

Ein Viertelstündchen nach dem Abgange der Frau Senf erschien Fritzchen Mohmeier, der jüngste Sprößling seiner Familie vor dem Throne der aufs Neue strickenden Tante und verkündete wichtig: „Du, Tante Betti, wir ziehen Ostern in ein anderes Haus!"

„So? Was sagen denn Deine Eltern dazu?"

„Papa schilt und Mama weint. Und Jochen hätte beinah Prügel gekriegt, aber er hat die Hyacinthen, die Herr Meinecke im Vorgarten gepflanzt hat, gar nicht ausgerissen, sagt er. Die Bäckerjungens haben es gethan, wenn sie Morgens das Brod bringen, oder der Milchmann, oder die Zeitungsfrau — —".

„Oder der Postbote, oder der Schlachter", fuhr Tante Betti streng in der Aufzählung fort, „oder vielleicht habe ich es gethan — na, ich kenne Euren Jochen!"

Dann wiegte sie sinnend ihr wohlfrisirtes Haupt.

„Verheirathet zu sein, ist doch nicht immer ein Glück! philosophirte sie schweigend für sich, das hat nun die arme Mohmeiern von ihren drei Rangen, daß der Hauswirth sie an die Luft setzt!".

SLUB
Wir führen Wissen.